

mich zu besuchen. Er hatte mir gleich zu Beginn unserer Beziehung gesagt, dass er Krankenhäuser hasste – mit vierzehn hatte er seinen Vater im Krankenhaus sterben sehen –, und jetzt merkte ich, dass das keine Übertreibung gewesen war. In dem ersten Zimmer, das ich zugewiesen bekam, lag im Nachbarbett eine alte Frau im Sterben; sie rief in einem fort um Hilfe – es erschreckte mich, wie wenig die Schwestern auf das klägliche Jammern dieser Frau eingingen. Mein Mann hielt es nicht aus, ich meine, er hielt es nicht aus, mich dort zu besuchen, und er ließ mich in ein Einzelzimmer verlegen. Ein solcher Luxus war durch unsere Versicherung nicht abgedeckt, und jeder Tag fraß ein tieferes Loch in unsere Ersparnisse. Ich war dankbar, die arme Frau nicht mehr jammern zu hören, aber

hätte irgendjemand geahnt, wie verlassen ich mich fühlte, hätte ich mich geschämt. Sooft eine der Schwestern zum Fiebermessen kam, versuchte ich sie zum Bleiben zu bewegen, ein paar Minuten wenigstens, aber die Schwestern hatten zu tun, sie konnten nicht einfach herumstehen und schwatzen.

Ich hatte vielleicht drei Wochen im Krankenhaus gelegen, als ich eines späten Nachmittags den Blick vom Fenster wandte, und auf einem Stuhl am Fußende des Bettes saß meine Mutter. »Mom?«, sagte ich.

»Grüß dich, Lucy«, sagte sie. Ihre Stimme klang scheu und doch drängend. Sie beugte sich vor und drückte mir durch die Decke hindurch den Fuß. »Grüß dich, Wizzle.« Ich hatte meine Mutter viele Jahre nicht gesehen, und ich musste sie immerzu anschauen; sie sah

so verändert aus, aber ich hätte nicht sagen können, warum.

»Mom, wie bist du hierhergekommen?«, fragte ich.

»Ach, mit dem Flugzeug.« Sie wackelte mit den Fingern, und ich wusste, dass die Situation für uns beide zu emotional war. Also winkte ich zurück und legte mich wieder flach hin. »Eigentlich sollte es nichts Ernstes sein bei dir«, sagte sie in dem gleichen scheu klingenden, aber drängenden Ton. »Ich hatte keine Träume.«

Sie zu sehen, meinen Kindernamen zu hören, mit dem mich eine Ewigkeit niemand mehr angedet hatte, erfüllte mich mit einem warmen, flüssigen Gefühl, als wäre die Anspannung in mir eine feste Masse gewesen, die sich nun auflöste. Für gewöhnlich wurde

ich gegen Mitternacht wach und dämmerte dann unruhig vor mich hin oder starrte mit weit offenen Augen durch die Fensterscheibe hinaus auf die Lichter der Stadt. Aber in dieser Nacht schlief ich durch, und als ich am Morgen aufwachte, saß meine Mutter am selben Platz wie zuvor. »Egal«, sagte sie, als ich sie fragte. »Ich schlafe ja nie viel.«

Die Schwestern boten an, ein Zustellbett für sie zu holen, aber sie schüttelte den Kopf. Jedes Mal, wenn eine Schwester ihr ein Bett anbot, schüttelte sie nur den Kopf. Nach einer Weile fragten die Schwestern nicht mehr. Meine Mutter blieb fünf Nächte bei mir, und die ganze Zeit schlief sie, wenn überhaupt, auf dem Stuhl.

An dem ersten ganzen Tag, den wir miteinander verbrachten, redeten meine

Mutter und ich nur sporadisch; ich glaube, wir fühlten uns beide gleich unsicher. Sie stellte ein paar Fragen nach meinen Töchtern, und ich spürte, wie heiß mein Gesicht wurde, als ich antwortete. »Sie sind großartig«, sagte ich. »Es sind einfach so großartige Kinder.« Nach meinem Mann fragte meine Mutter nicht, dabei war er es gewesen – das sagte er mir am Telefon –, der sie angerufen und gebeten hatte, zu mir zu kommen, der ihr den Flug bezahlt hatte und sie auch vom Flughafen abgeholt hätte – meine Mutter, die noch nie in ihrem Leben geflogen war. Und obwohl sie stattdessen im Taxi kam, obwohl sie die direkte Begegnung mit ihm verweigerte, hatte er sie zu mir gelotst. Und hier war sie nun, auf dem Stuhl am Fußende meines Bettes, und erwähnte auch meinen Vater mit keiner Silbe,